

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 284.

Sonntag, 16. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Sie hat Talent, Herr Generalkonsul“, sagte Hede Stetten, „sie hat für Madame Lorain ein Tapetenmuster entworfen, das auch ausgeführt wurde — sehr reizend — und knetet allerliebste Sachen aus Plastilin — Schalen, Figuren, Basen — sie könnte sich in der Keramik zu einer Spezialität ausbilden.“

„Ich habe gewiß nichts dagegen“, erwiderte Döhler, und Tutta sprang auf und holte ihre Mappen herbei und zeigte ihrem Vater ihre letzten Entwürfe, farbig angelegte Vorlagen für Gebrauchsgefäße, Mosaikfliesen, Wandteller, Frieze, Buntpapiere und derlei Anfängerarbeiten, noch keine große Kunst, immerhin Zeugnisse von Phantasie, der nur die Schulung fehlte. Döhler sah aufmerksam die Blätter durch, diese Neigung Tuttas für Ornamentik und Dekoration war ihm neu, sie hatte es bisher als Geheimnis gehütet und stand nun mit heißen Wangen hinter ihm, begierig auf sein Urteil. Blatt für Blatt ging durch seine Hände, zuweilen nickte er, er sah da Naturstilisierungen, die aus originellen Gefühlsimpulsen hervorgingen, und einen ausgesprochenen Sinn für Plastik. Ein lobendes Wort ermunterte sie zu Erklärungen, sie zeigte ihm Muster für Bucheinbände und Frauenschmuck, auch Modelfiguren, aber ihr Hauptinteresse wandte sich doch der Tonbilderei zu — natürlich, sagte sie, müsse sie noch eine Fachschule besuchen, um das rein handwerkliche praktisch zu erlernen, aber dann schweifste sie in ihrer Vorstellungsbetätigung weiter, und die Phantasie ritt los: sie wollte so „himmlisch gern“ beim Großvater auf dem Erlenhof sich eine eigene Werkstatt einrichten. „Du, Papa“, fragte sie, „hältst du es für unmöglich, daß Großvater sich auf eine Kunsttöpferei einläßt, auf eine Fabrik für keramische Waren? Das bringt doch sicher mehr ein als Schokolade und Schiefertafeln und kondensierte Milch.“

Inzwischen war es stiller geworden im Speisezimmer. Man sah da immer noch beisammen, doch das Gespräch stockte häufig, und der Sekt schäumte ab in den Schalen. Grittie bemühte sich in ihrer erkünstelten Fröhlichkeit, die Unterhaltung weiterzutreiben, es ging nicht so recht. Die beiden Herren waren zu gut erzogen, um nicht auf ihr leichtes Geplauder einzugehen, aber es war eine eigentümliche Leisetreterei des Gefühls dabei, die sie sich auch richtig auslegte: die Männer waren von einer Minute zur nächsten Rivalen geworden. Da trat eine verstimmende Außerlichkeit: infolge irgendeiner elektrischen Störung sanken die Flammen in den Wandleuchtern zusammen und durch das Zimmer schlich eine matte Dämmerung, ein hilfloses Zwielicht, das eine fatale Müdigkeit in die Gesichter legte.

Im Zimmer Tuttas hörte man die Schritte der Fortgehenden auf dem Läufer des Korridors. Da wurden die Mädchen neugierig und liefen an die

Fenster. Draußen war es noch nicht dunkel genug, um die Herren nicht genau zu erkennen. Sie waren einen Augenblick oben auf der Freitreppe stehengeblieben und fuhren in ihre Taschen, um dem Diener seinen Obolus zu reichen, und stiegen dann langsam die Stufen herab.

„Onkel Bürgli“, sagte Tutta und zuckte plötzlich zusammen. „Und wer ist der andere, Papa“, fragte sie, „der hinter ihm geht?“

„Das ist ja der Graf Caylus“, antwortete Döhler, „der Letzte des Dreiblatts.“

„Ah — das — das ist er“, stammelte Tutta verwirrt und schwieg wieder. Messerschlag grub ein ärgerlicher Zug sich um ihren Mund, rasch wieder verschwindend, und dann kam ein lockeres, vergnügliches, ein ganz wenig boshaftes Lächeln, das im Nu alle Verärgerung löschte.

Onkel Sixtus.

Das ganze Jungmädchenheim der Madame Lorain flatterte, zappelte und krabbelte seit einigen Tagen in Wengen umher, bevölkerte den Tennisplatz und rudelte die Berge der Umgegend. Madame hatte eine große Villa auf dem äußersten südöstlichen Ausläufer des Leiterhorns für ihr Völkchen gemietet und zwei Lehrerinnen zu Generalissimi ernannt. Die eine führte den Spitznamen „die Henne“, weil sie in aufgeregten Momenten immer die Arme bewegte wie eine leibhaftige flügel Schlagende Gluckhenne, die andere hieß in der Geheimsprache des Pensionats „der Spitzbogen“, weil sie bei jeder Gelegenheit ihre heiße Vorliebe für den gotischen Baustil betonte. Henne und Spitzbogen hatten den jungen Damen in den Morgenstunden einen flüchtigen Lehrkursus zu erteilen, der eigentlich nur eine Art Repetitorium war, aber sonst hatten die Mädchen völlige Freiheit und nützten sie ausgiebig. Man sah sie überall Arm in Arm in der Hauptstraße des langgestreckten Dorfes, beim Tennis, Croquet und Ballspiel, sie tauchten wie bunte Vögelchen oben in den Wäldern auf, sie lagen wie bunte Wiesenblumen auf dem Grün der Matten, sie stiegen auf die Berghöhen und knipften An- und Ausichten oder schmökerten auf der Bank einen schönen Roman, der keine obrigkeitliche Zensur passiert hatte, sie verteilten sich auch in die Konditoreien, wo die noch verbliebenen Fremden sich an ihrem erstaunlichen Appetit erfreuen konnten.

Denn es war schon leerer geworden in Wengen. Der große Touristenstrom hielt noch immer an der irrigen Ansicht fest, daß der heiße Sommer und der kalte Winter die besten Jahreszeiten für das Hochgebirge seien. Aber gerade in diesen Septembertagen war die Luft von köstlicher Klarheit und auch das Wetter beständig, das gewöhnlich erst um den Oktoberanfang in einen leichten Schneefall umzuschlagen pflegt.

An einem dieser schönen Nachmittage kletterten drei Mädchen hanaan: Tutta mit Hede Stetten und Helal

Sinek, der in Paris geborenen Perlerin. Helal, eitel auf ihr hübsches Figürchen, hatte sich in sogenannten Sportdres geworfen, in Kniehöschen und Baden-Strümpfe; das sah alles recht prall auf ihrem jungen Leib, und der Spitzbogen hatte schon einige Male den Kopf über dies „Maskenkostüm“ geschüttelt. Es war nicht schicklich, so herumzulaufen — ja, im Winter, das war etwas anderes, da zog man die langen Norweger über die Beine, wenn man stiern oder rodeln wollte, aber um bis zur Hunnensluf oder auf das Reiterhorn oder bis zur Wengeralp zu spazieren, dazu hatte man nicht nötig, sich wie eine Seiltänzerin zu kleiden. Helal hörte das an und nickte dazu, als ob sie dem Spitzbogen recht gäbe. Indes, der Anzug war nun doch einmal da und wollte regulär abgetragen werden, nachher konnte man ihn ja fortwerfen. Der Spitzbogen beriet sich mit der Henne, die war die Ältere, und die verordnete: Gut, abtragen, aber nur im Walde oder sonstwie auf einsamen Wegen, nicht im Dorfe und vor allem nicht in der Konditorei, wo junge Schnösel sitzen und überall herumgucken. Auch dazu nickte Helal zustimmend, sonst war es ihr gleichgültig. Jutta und Hede waren einfach kurzrödig wie immer, trugen feste Stiefel und einen kräftigen Stod. Abtrags hätten sie auch gegen einen Sportanzug wie den Helals nichts gehabt, sie fanden ihn sehr schick, aber sie besaßen keinen.

Also, man wollte nach Hunnensluf-Kulm, der Aussicht halber, die Kodaks hatte man umgehängt, die Bilder sollten dann auf Postkarten abgezogen werden und wurden, nummeriert und mit dem Datum der Aufnahme, in ein Album geklebt, das war eine allgemeine Liebhaberei. Anfänglich ging es sich sehr bequem, die Steigung war mäßig, man kam bald in den Hochwald, in eine wohnliche Kühle, und dann über Matten, wo man kurze Rast hielt. Es dunkelte in der Tiefe von Lauterbrunnen, es war nicht viel mit der Aussicht. Helal hatte eine Tüte Psalinen mit, sie knabberte beständig und bot den Freundinnen an. Nun knabberten alle drei und begannen zu schwätzen, französisch, weil Helal das lieber sprach, im Deutschen verwechselte sie noch zuweilen die Ausdrücke in oft recht possierlicher Weise. Sie sprach ein sehr feines Pariserisches Französisch, und es klang wunderhübsch aus ihrem Munde. Sie hatte eine helle Stimme wie Glöckchenläuten oder wie das lustige Plätschern eines Wasserfalls, und so unermüdlich sprudelnd kamen auch die Worte von ihren Lippen.

„Du, Jutta“, sagte sie, „weißt du, daß der Dingsda in Wengen ist, das freche Subjekt, das dir in der Waisenhausstraße einen Schmah verfeht hat?“

Jutta bekam einen kleinen Schreck. „Ist es möglich?“ rief sie, „der ist hier?“

„Ich habe ihn gestern in der Buchhandlung gesehen, da hat er sich Reißnagel gekauft und schimpfte, weil sie ihm alle nicht paktien.“ „Hat er dich erkannt?“

„Bewahre! Hede, du warst ja nicht dabei —“

„Ich kenne aber die Geschichte“, antwortete Hede und unterdrückte ein auflustendes Lächeln.

„Na ja — Verten Gries und Sylvia Barreiro gingen mit — aber ich glaube, der unverschämte Mensch würde keine von uns wieder erkennen. Er hat uns bei seinem Ueberfall ja kaum angesehen — er kriegte Jutta beim Kopf — Schwapp! hatte sie ihren Kuß weg, und dann ging er wieder.“

Jutta zog überlegend die Stirn kraus. „Höre, Helal“, sagte sie, „ich möchte nicht, daß du so despektierlich von dem Herrn sprichst —“

„Du ich gar nicht“, rief Helal, „frech ist er gewesen — nun ja, das ist manchmal Männerart. Mir hat er keinen Kuß gegeben, wahrscheinlich hast du ihm besser gefallen. Du wirst wohl ein aufforderndes Schnäuzchen gemacht haben.“

Doch da wurde Jutta böse. „Red' nicht so albern!“ entgegnete sie. „Ich bin nicht so kokett wie du. Jedenfalls bitte ich dich, mit deinen Äußerungen vorsichtig zu sein. Der Herr war einmal mein Stiefvater.“

Jetzt fiel Helal beinahe von der Bank, so maßlos machte sie das Ersauern.

„O je — Jutta, dein Stief — dein Stief —“

„Ja, du junoes —“ — der dritte Gatte meiner

Mutter, auch längst geschieden, ich kann dir alles nicht so rasch auseinanderlegen, es ist zu verwickelt — aber es steht fest: er war auch einmal mein Stiefpapa — zwischen Kairo und Honolulu — und in der Waisenhausstraße habe ich ihn zum erstenmal gesehen.“

Im knappen Hirngefäß Helals wogten die Gedanken durcheinander und verloren sich nach falscher Richtung. „Da war es also ein ganz unschuldiger Kuß“, meinte sie, „und überhaupt nicht der Aufregung wert.“

„Nimm das ruhig an“, stimmte Hede zu, „und richt dich danach, wenn du Bemerkungen über ihn machst. Nun wollen wir aber weitermarschieren, oben ist es lustiger, hier brennt mir die Sonne zu arg.“

Mühselig wurde der Weg steiler, man sprach nicht mehr viel, nur Helal schimpfte gelegentlich mit einem verben Boulevardwort, weil ihr enger Dreß allgemal zu einem nassen Tricot wurde, doch dann umfing wieder der Wald, sie flogen einen schmalen Pfad hin auf bis zu einer Lichtung, vor der sich das dunkle Riffental öffnete und man wieder knipfen konnte. Die Kodaks wurden hervorgezogen, man richtete und richtete, ein von unten heraufsteigender Windstoß holte den Dunst zerteilt, man konnte ziemlich weit sehen, hatte in schauriger Tiefe den gährenden Felspakt zwischen Felsen und gerade gegenüber die Berghalde von Hunnensluf so nahe vor Augen, daß sich das Bild leicht in das Objektiv bringen ließ. Das war indes auch alles, die Tiefe lag zu stark überschattet und die Höhe des Augen die Interlaken verdeckte, zu sehr in der Ferne. „Ein paar Schritte weiter“, schlug Jutta vor, „da können wir die Berge aufnehmen.“ Sie stapfte voran über Geröll, Tannennadeln und Wurzelwerk und rief zurück: „Kommt hierher, hier ist die Aussicht famos!“ Wieder wurden die Kodaks geklickt. Links schob die Kutte des Mönchs sich vor, dann in strahlender Sonne die weiße Jungfrauengruppe, rechts davon Großer Breithorn und der glühende Nistgelfirn. Die Mädchen äugten umher, sie wollten alles in die Linse fassen, aber es wurde immer nur ein Teilstück, und dann hörte sie jäh ein Knurren, ein Hundebellen und wieder ein freundliches Knurren.

Die drei Köpfe fuhren herum, die Kodaks senkten sich. Aus dem Unterholz streckte sich die lange Schnauze eines Kollie, ein schlager Schädel mit kleinen behäufelten Ohren und braunen Mandelfaugen, ein kräftiger, behaarter Körper folgte, senkrecht standen die Vorderbeine, die Hinterbeine knieten ein, der Käter setzte die Mädchen musternd, jaulte kurz auf und versiel dann wieder in ein nicht unliebenswürdiges Knurren.

„Jesses“, rief Helal, „er wird doch nicht beißen!“

Nein, er begann sogar zu wedeln, die Kutte hob vergnüglich und schlug hin und her. Und dann erschallte ganz aus der Nähe eine Männerstimme:

„Sohnemann! — Allez, Sohnemann!“

Jutta drückte die Hände gegen das Herz. „O macht“, sagte sie, „Sohnemann — das ist ja ein Biest!“

Aber sie hatte noch nicht ausgesprochen, da trat Herr auf die Lichtung, ein gutgewachsener Herr, Daumen der Linken durch das Loch einer Palette gesteckt, sah die Damen, riß die Mütze vom Kopf und schrie: „Entschuldigung! — Der Hund ist nicht böse. Sohnemann, schön!“

Auf der Stelle hob Sohnemann die Vorderbeine und grüßte aus beweglichen Fesseln. Der Herr war sehr geflissen, man sah es an seinem gebräunten Gesicht, daß ihm die hübschen Mädchen gefielen, er neigte kurz und fuhr fort:

„Nochmals Entschuldigung, meine Damen, daß mein abruptes Erscheinen Ihre photographische Tätigkeit unterbrochen hat. Kann ich Ihnen dabei behilflich sein? Ich bin Malermeister und verstehe mich auch auf Kamera. Darf ich mich vorstellen? Mein Name —“

Doch da fiel ihm Jutta ins Wort, sie hatte schon den Humor des Augenblicks erfasst. „Ich hatte schon einmal die Ehre“, sagte sie.

„Ich gleichfalls“, fügte Helal hinzu und verlor sich in einem tiefen Knids, der bei ihrem engstirnigen Beingehäufte indes nur zur Hälfte gelang. (Fortf.)

Der Vierte zum Bridge.

Von Wilhelm Lichtenberg.

Bridge ist bekanntlich ein Spiel, das von vier Leuten gespielt wird, wobei immer der Vierte fehlt. Mit dem Vierten zum Bridge geht es wie mit dem Schlüsselbund der Hausfrau: er ist nie da. Gott hat die ganze Welt sehr weise geschaffen, dagegen ist nichts zu sagen. Nur den Vierten zum Bridge vergaß er. Wahrscheinlich hätte er zu ihm einen achten Schöpfungstag gebraucht.

Man kann im Leben so manche beneidenswerte und glückliche Stellung haben. Aber ich glaube, die aller-glücklichste, konkurrenzloseste und dankbarste, ist doch die eines Vierten zum Bridge. Man sucht ihn, man häßelt ihn, man hält sich ihn warm. Er darf präventiv sein, seine Umgebung tyrannisieren — man sieht es ihm nach. Einem Vierten zum Bridge hat man noch nie ernstlich widersprochen, man hat ihm noch keine Lummelhaftigkeit übelgenommen, ja, nicht einmal gewisse Herzensaffären nimmt man tragisch. Warum? Ganz einfach: Weil drei Leute niemals Bridge spielen können. Ein Vierter muß sein. Wie er ist? Egal. Wenn er nur ist.

Es wäre also ein glückliches, beneidenswertes Leben, wenn man ständig der Vierte zum Bridge sein könnte? Ja, das wäre es. Und es läme gleich nach dem des Maharadscha von Singapur. Wobei ich nicht einmal weiß, ob der Maharadscha nicht gerne seine Stellung gegen die eines Vierten zum Bridge eintauschen möchte. Aber man stelle es sich nicht so einfach vor, ein Vierter zum Bridge zu sein. Dazu gehört Talent, Genie, möchte ich beinahe sagen. Eine gewisse Lebensweisheit, die sich nicht erlernen läßt. Eine Kraft des Zuwartens, eine Energie bewusster Passivität, die schon etwas mit den geheimen Künsten indischer Fakire zu tun hat. Die Vierten zum Bridge sind Menschen aus eigenem Holz.

Wie die Dinge heute liegen, scheidet sich die Menschheit in vier Kategorien:

Erste Kategorie: Jene Menschen, die ein Bridge anregen. Es sind die Impulsiven, die Leute, die ihr Herz auf der Zunge tragen, die geborenen Bittsteller, die Menschen der Masse. Sie sind immer in der schwächsten Position, weil sie niemals in die Lage kommen, ein Refus zu geben, sondern immer nur in die Gefahr, eines zu kriegen.

Zweite Kategorie: Jene, die grundsätzlich nicht abgeneigt sind, Bridge zu spielen. Es sind die Temperamentlosen, die Menschen ohne Initiative, die sich gerne ins Schlepptau nehmen lassen. Kurz, jene Leute, die niemals ja oder nein sagen, und die man mitnimmt, wie man einen Regenschirm mitnimmt: für alle Fälle.

Dritte Kategorie: Die Dritten zum Bridge. Sie werfen lästerliche Blicke zum Spieltisch hinüber und erheben sich mit einem Ruck, wenn man sie einlädt. Sie wissen, daß sich ihre Situation günstiger gestalten würde, wenn sie sich ein bißchen zierten — aber sie haben nicht die Kraft des Widerstandes. Es sind die Theoretiker der tieferen Lebenskenntnis. In der Praxis versagen sie.

Und die vierte Kategorie? Ja, das sind eben die berühmten Vierten zum Bridge, die nie da sind, die erst mit der Laterne gesucht werden müssen, die man wie exotische Kostbarkeiten serviert, die ihre Bedingungen stellen können, auf deren Wünsche, deren Launen, man zähneknirschend, aber freundlich grinsend eingeht. Kurz, die Menschen, die es verstehen, sich rar, sich kostbar zu machen. Im Leben und beim Bridge. Ich möchte sagen: Die Vierten zum Bridge werden es auch im Leben zu etwas bringen, wenn sie es nicht schon zu etwas gebracht haben.

Aber eigentlich ist es gar nicht notwendig, daß es ein Vierter zum Bridge zu etwas anderem als zu einem Vierten bringt. Er ist auch so genug. Und ich kenne sogar Leute, die davon ausgezeichnet leben, daß sie Vierte zum Bridge sind.

Da ist zum Beispiel Kurt! Sie werden ihn sicher kennen. Denn wer kennt Kurt nicht und hätte jemals Bridge gespielt? Kurt ist ein Einbridger. Was das ist? Bitte! Was ein Eintänzer ist, wissen Sie doch! Nicht wahr, ein junger Mann, der immer zur Stelle ist, wenn es mehr Tänzerinnen als Tänzer gibt, oder wenn die Herren fauler als die Damen sind. Der Eintänzer kommt also, holt sich die Dame zum Tanz, marliert ein bißchen Sex appeal mit der linken Hand und nimmt mit der Rechten das Douceur in Empfang. Also ebenso wie es Eintänzer gibt, ist Kurt ein Einbridger. Vornehme Hotels sind — besonders im Sommer — darauf gekommen, daß es nicht genügt, den Damen einen Eintänzer zu stellen. Man muß auch einen Einbridger für sie haben. Den gewissen Vierten zum

Bridge, der merkwürdigerweise nie aufzutreiben ist. Kurt hat also ausgezeichnete Engagements. Im Winter war er in Ägypten, im Frühjahr in Nizza engagiert, im Sommer arbeitete er in Karlsbad und jetzt geht er nach Los Angeles, wenn seine Bedingungen dort erfüllt werden. Und Kurt ist nicht billig. Er verlangt: Fahrt erster Klasse Schlafwagen hin und zurück, freie Station, Ersatz seiner Bridgeverluste und das Recht, sich die Gewinne behalten zu dürfen. Kurt wird sich in kurzer Zeit als Einbridger ein Vermögen erworben haben.

Oder Harry! Kennen Sie Harry? Nein, den werden Sie nicht kennen. Denn er spielt jetzt schon seit längerer Zeit nicht mehr Bridge, sondern an der Börse. Er ist jetzt der Erste in einer Bank. Und wissen Sie, wie er angefangen hat? Als Vierter zum Bridge. Ja, Harry war klug. Er ging grundsätzlich nur in kleine Sommerfrischen, wo es bestimmt keinen Vierten zum Bridge gibt. In solch einer kleinen Sommerfrische befand sich ein Bankdirektor mit Frau und Tochter. Die Leute hatten alles, was ein Herz nur wünschen kann: Geld, Stellung, Güter, soziale Position, Familienglück. Nur eines hatten sie nicht: einen Vierten zum Bridge. Da tauchte Harry auf und wurde wie ein Messias begrüßt. Bankdirektor, Gattin und Tochter trugen ihn auf Händen. Als er nach zwei Tagen abreisen wollte — er wollte ja gar nicht, es war nur ein Trid von ihm —, beschwor man ihn, um himmelswillig zu bleiben. Die schönste Natur verliert ihre Reize ohne einen Vierten zum Bridge. Und als Harry durchschimmern ließ, daß der weitere Aufenthalt über seine Verhältnisse ginge, lud man ihn ein, Gast der Familie zu sein. Er bekam ein Zimmer mehr als der Bankdirektor, der ja nur ein Erster beim Bridge war, und mittags und abends bekam er auch Vorspeise. Und als er nach zwei Wochen wieder die Komödie des Abreisens aufführte, bekam er sogar die Tochter des Bankdirektors. Der alte Herr mußte zu diesem Mittel greifen, um den Vierten zum Bridge nicht zu verlieren.

Und deshalb habe ich vor kurzem einem jungen Mann, der vor der Berufswahl stand und nicht wußte, was er beginnen sollte, geraten: „Werden Sie ein Vierter zum Bridge! Das bietet heutzutage die meisten Chancen.“

Was früher ein Dritter in einer Ehe war, das ist heute ein Vierter zum Bridge. Und dabei kann man Ehe zur Not mit Zweien spielen; Bridge aber nur mit Vieren.

Ein Faust von heute wird sein Gretchen bestimmt ansprechen: „Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen, mich als Vierter zum Bridge anzutragen? Und das Gretchen von heute wird ihm bestimmt kein Refus geben. Nein, ganz bestimmt nicht. Denn es ist ohne weiteres möglich, daß ein Gretchen von sich behauptet, weder Fräulein noch schön zu sein und unbegleitet nach Hause gehen zu können. Aber es ist undenkbar, daß sie keinen Vierten zum Bridge sucht.“

Das Klavier wird gestimmt.

Von Rudolf Prange.

Als Kind hielt ich den Klavierstimmer für einen großen Künstler. Und es war ein besonderer Tag, wenn er zu uns kam.

Monate vorher wurde davon gesprochen, daß der Klavierstimmer wieder einmal kommen müsse. Während ich eine Etüde spielte, äußerte es irgend jemand im Nebenzimmer. Aber meine älteste Schwester pflegte dann neckend zu erwidern: „Ach was, der Bengel spielt nur folsch!“

Oder Mutter seufzte: „Es ist doch erst im vorigen Jahr gestimmt worden!“

Im vorigen Jahr! dachte ich mitteilidig. Wie lange ist das her! Und wenn ich jeden Tage so langweilige Etüden spielen muß!

Und — nicht zu vergessen — wenn Onkel Max jeden Sonntag stundenlang Märsche und Schlager „aus dem Kopf“ herunterspielt. Onkel Max war Infanterieleutnant und spielte Klavier, wie seine Rekruten Griffe klopfen.

„Das Klavier hat anscheinend im Winter gelitten!“ sagte Gertrud sachverständig, wenn Mama sich wunderte, daß der Rasten schon wieder gestimmt werden sollte.

„Die Wand ist feucht. Die Saiten haben sich verzogen.“ Und Mama seufzte.

Ich spielte meine Etüden zu Ende und dachte: „Wenn der Klavierstimmer nur bald kommen wollte!“

Es lag mir gewiß weniger an der Präzision der Töne als an dem Erlebnis, das mir der Klavierstimmer bereite.

Es kam seit langen Jahren immer derselbe Mann zu uns. Schon als Gertrud, die Älteste, Klavierstunden hatte, und ich noch gar nicht auf der Welt war und statt des Klaviers ein alter Flügel gestimmt werden mußte, kam Herr Philipp mit seiner schwarzen Mappe, in der er seine Werkzeuge mitbrachte. Ich glaube, auch die Mappe war dieselbe. Herr Philipp hatte inzwischen graues Haar bekommen. Und er kam die Treppen nicht mehr so rüftig empor. Schnell war er sie ja nie gegangen, denn er war blind.

Ein blinder Klavierstimmer! Das war wohl das Einmalige, Erschütternde für mich. Und darum hielt ich ihn auch für einen großen Künstler. Schon sein Gesicht zog mich an. Eine hohe weiße Stirn schien für die erloschenen Augen leuchten zu wollen.

Ich sah an solchem Tage geduldig und erwartungsvoll neben ihm.

„Du wirst Herrn Philipp nur stören!“ sagte die Mutter besorgt. Aber er schüttelte den Kopf. „Er stört mich ganz gewiß nicht!“ lächelte er. Und ich wurde rot vor Freude und hätte ihm gerne etwas Herzliches gesagt. Vielleicht, daß er mir schrecklich leid tat wegen seiner Blindheit. Aber dann wußte ich gleich wieder nicht, ob er mir deshalb überhaupt schrecklich leid tat. Es schien mir manchmal, als wäre er gar nicht blind. Als hätte er eine geheime Sehraft, um die ich ihn eher beneiden und bewundern mußte.

Selbst das Handwerkliche seines Berufes hatte etwas Geheimnisvolles für mich. Wenn er unten den Kasten öffnete und zwischen den Saitenspannungen und Spiralen hantierte, verglich ich ihn mit einem Zauberer, der in mystische Vorgänge eingeweiht ist. Wenn er aber immer wieder auf der Klaviatur die Töne griff und sie abstimmte, so machte mich das nicht eröds und ungeduldig wie Mama, die sich nicht einmal im Nebenzimmer aufhalten mochte, sondern ich lauschte gebannt, wie sich die Töne immer reiner, immer klarer unter den Händen des Mannes vollendeten. Er schien mit den Tönen zu spielen, ihnen Atem einzuhängen, ihnen Farbe und Form zu geben.

Und dann kam das Schönste. Wenn das Klavier gestimmt war, pflegte Meister Philipp zu spielen. Ich glaubte, noch nie einen Menschen schöner spielen gehört zu haben. Ich sah ganz still da, wagte kaum zu atmen und spürte in meiner Brust eine unbekannte Gewalt.

„Das ist die Seele!“ erklärte ich mir in kindhaften Überlegungen ergriffen diese Gefühlseruption.

Wenn in den nächsten Wochen unter meinen Gespielen die Frage auftauchte, welchen Beruf man später wählen würde, so überraschte ich die zukünftigen Luftschiffer, Husarenoffiziere und Weltreisenden mit der nachdenklich-einfachen Antwort: „Klavierstimmer“.

Gelächter antwortete mir. Ich hätte eher Bierkutscher sagen können, das hätten sie noch begriffen, aber Klavierstimmer? So was Dummes, Berrücktes! Damit konnten sie nichts anfangen.

Ich bin ja nun doch kein Klavierstimmer geworden, aber manchmal ist mir, als hätte ich etwas von Meister Philipp gelernt. Und ich erinnere mich, wenn ich mutlos, verstimmt und pessimistischen Betrachtungen verfallen bin, einer leisen, geisterhaften Stimme aus dem Nebenzimmer: „Das Klavier muß wieder einmal gestimmt werden.“ Und ich erkenne: Nicht das Klavier, sondern der Mensch, mein Ich.

Der Traum des Pharao.

Von A. F. Epp.

Anlässlich eines großen Festessens zweifelte ein Gast, als man gerade von der Bibel sprach, an der Wahrheit der Träume Pharaos. Er könne das nicht begreifen! „Wie“, fragte er, „wäre es möglich gewesen, daß sieben magerere Kühe sieben fette Kühe verzehrten, ohne daß man das den mageren ansehe?“

Darauf erwiderte der Gastgeber: „Mein Lieber, auch ich konnte es immer nicht begreifen. Bis ich mir eine Frau nahm. Da besah ich sieben große, dicke, fette Einnahmebücher, meine Frau dagegen nur ein kleines, mageres Wirtschaftsbuch. Am Ende des Jahres aber, o weh, hatte das magere Wirtschaftsbuch meine sieben, fetten, großen dicken Einnahmebücher aufgezehrt, und man sah es ihm, auf Ehre, nicht an. Da lag es, mager, unansehnlich, dünn, wie es immer gewesen war. Seit der Zeit, lieber Freund, glaube ich an den Traum des Pharao!“

Worüber unsere Großeltern lachten.

(Zahrhundertalte Scherzfragen.)

Von Balthasar.

Auch der Humor ist bedingt von Mode und Zeitalter. Stil- und Spiel-Arten wechseln genau so wie bei Romanen, Novellen, Theaterstücken. Was heute witzig und amüsan ist, wäre vor Jahrzehnten „unmöglich“ gewesen und wird in Jahrzehnten wieder „unmöglich“ sein. Die Witzblätter vergangener Jahrzehnte locken uns nur selten ein Lächeln an, unsere Kinder und Kindesfinder werden mit einem Achselzucken darüber hinweggehen. Unsere Großeltern haben den Witz in seiner heutigen Form noch nicht gekannt. Ihre Art Witz und Humor war oft derber Mutterwitz mit gutmütigen Anspielungen gegen den lieben Nächsten, und nur eine Art von Witz war weitverbreitetes Allgemeingut — die Scherzfrage. Nicht das Rätsel, sondern die nachdenken erfordernde lustige Frage, auf die nur eine ebenbürtige Antwort paßte. Wenn uns heute jene alten Scherzfragen „faul“ oder „dumm“ erscheinen, so vergegenwärtigt man sich das Bild einer zu jenen geruchloseren Zeiten lang währenden abendlichen Unterhaltung; da saßen die Familienmitglieder bei Kerzenlicht oder Petroleumlampen um den Tisch, und wem so eine Frage einfiel, der legte sie vor, und die ganze Runde strengte sich an, die richtige Antwort zu finden, die oft nur ein wenig Logik und Verstand bedingte. So ein paar Scherzfragen, über die unsere Großeltern herzlich lachen konnten, sind hier gesammelt:

Welche Barschaft hat auch der Ärmste?

Nachbarschaft.

Wer ist der ärmste Mensch?

Der Taucher — ihm muß sogar die Luft gepumpt werden.

Was kann man nicht in Worten ausdrücken?

Einen nassen Schwamm.

Wann schreibt man Wasser mit drei Buchstaben?

Wenn es zu Eis geworden ist.

Was sieht einer halben Wurst am ähnlichsten?

Die andere Hälfte.

Was machen die drei Männer mit jener Frau aus?

Bier!

Welche Bilder sieht man auch im Dunkeln?

Traumbilder.

Hinten Land, wie vorn — was ist das?

Wieland.

Was ist los, wenn dem Lehrbuben die rechte Wade schmerzt?

Dann ist der Meister linkschändig.

Welche Zähne bekommt der Mensch zuletzt?

Die falschen.

Wann ist es gut, allein zu sein?

Bei einer Erbschaft.

Zu welchen Affen möchten manche Menschen gern gehören?

Zu den Schlaraffen.

Welche Lungen enthalten viel Poesie?

Die Ribelungen.

Was ist fertig und muß doch alle Tage neu gemacht werden?

Das Bett.

Was wird nie von der Sonne beschienen?

Der Schatten.

Wer war der erste Dichter?

Nebel. Im 1. Buch Moses heißt es schon:

Dichter Nebel lag auf der Erde.

Welches Tier ist das stärkste von allen?

Die Schnecke, weil sie ihr Haus trägt.

Was entsteht, wenn sich ein Kaminscheiter mit einem

Müller balgt?

Die preussische Landesfarbe schwarz-weiß.

Was wünschen die Studenten in Heidelberg?

(Die Antwort liegt schon im Namen der Stadt.)

Geld herbei!

Welches fünfsilbrige Wort heißt rückwärts gelesen

genau so wie richtig gelesen?

Reliefsteiler.

Was ist der Unterschied zwischen einem Dreimarckstück

und einer Zehnpfennigmarke?

Zwei Mark neunzig.

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 16. Oktober 1932.

Die unbekannte Hand.

Von Marieluise Henninger-Andersen.

Es war an einem hohen, glasklaren Septembertage, als das Schicksal mit einer Gruppe von etwa dreißig zufällig zusammengewürfelten Menschen einen seiner plötzlichen und folgenschweren Schläge vornahm. Diese Menschen saßen sich unendlich fremd auf den Bänken des elektrischen Zuges gegenüber. Einige hingen gelassen in den Lederhalsen. Stille, nachdenkliche, entspannte, zerstreut lesende Menschen, die für wenige Minuten dieselbe verbrauchte Luft atmeten, sich von den gleichen Stößen der wütend schaukelnden Bremsen, der eigenwillig kaskadierenden Schienen- und Rädermelodie überlassen ließen. Zwei dunkelgekleidete Herren fielen durch ihre Zylinderhüte, ihre Ähnlichkeit und die vertrauliche Art ihrer Unterhaltung auf. Offensichtlich waren es Brüder. Grob und trocken die Wagen aus dem Tunnel hervor und stiegen in den durchsonnten Tag hinein, der durch die Glashalle des Bahnhofes mit Spiegelndem Glanz schimmerte. Der Zug hielt fauchend, ließ eine andere vollgepackte Wagenkette an sich vorbeischießen. „Abfahren!“ schrie eine Stimme.

Ein blondes Mädchen von etwa siebzehn Jahren stolperte ahnungslos in den fahrenden Zug hinein. Fast klemmte die automatisch zurellende Tür einen Kleiderbügel ein. Die Unbekannte ließ sich auf den letzten freien Platz neben der Tür fallen. „Das war aber leichtsinnig, Fräulein“, wandte sich ihre Nachbarin an sie, „die drei Minuten muß man dann hier lieber warten, bevor man riskiert, sich die Beine zu brechen oder den Kopf einzuschlagen“, ermahnte sie in wohlwollender Strenge.

„Sie haben recht“, entgegnete das junge Mädchen immer noch außer Atem. Die Mitreisenden blickten es mit flüchtigem Interesse an. „Na — ein andermal tun Sie das nicht wieder“, meinte die angegraute Nachbarin mit dem Panamahut deutlich, als wollte sie den Vorwurf ein wenig glätten. — Wohl eine Lehrerin — dachte Franziska Brinke, deren Aufmerksamkeit jetzt ganz vom Rauschen der Motoren, dem Rauschen des Triebwagens eingenommen wurde. Dann und wann blickte sie hinaus und umher. Lichter glommen auf. Lichter erloschen. Wie im Segelflug glitt der Wagen über krumme Schienenbänke, beschrieb beängstigend schnelle Kurven. Und immer im Takt der wühlenden Melodie. Immer dieses Murren und Geheul, das dann und wann in ein Weinen abfiel. Nur noch Sekunden, dann würde das jagende Tempo mählich verebben, der Zug mit schärferen Augen in den Bahnhof der nächsten Station rutschen.

Die beiden feierlichen Herren mit den Zylindern rüsteten zum Ausbruch. Der eine zog seine Uhr, der andere faltete Zeitung zusammen. Die Lehrerin mit dem ergrauten Haar und dem Panamahut preßte die Rindledertasche fester unter den Arm, als sie Franziska Brinke abschiednehmend schielte und sich erhob. Dann glitt das Mädchen von ihr wie eine Maske. Wuchtiger Stoß ließ Bänke und Gehänge erzittern. Der Kopf des Wagens kippte in unerwarteter Weise rechts ab.

„Doooh!“ gestellte die Lehrerin und gab das Signal für Franziskas rechte Hand, die pfeilschnell an der gelben Klingelkette hoch glitt, während die Linke sinnlos ein Taschentuch umkrämpfte. Katastrophe! Eine Katastrophe! Kammerte es in ihren Schläfen. Furchtbares Geschrei hub an. Alles überglendend, das im Distant immer höher steigende „Doooh!“ der Lehrerin. Dann wirbelte alles in einen jähen, schreienden, stöhnenden, widerwärtig dröhnenden, tosenden, schallenden und gurgelnden Menschenknäuel zusammen. Die Welt explodierte. Nerven, Sinne und Leib zertrümmten.

Wie ein abgeschneiderter Pfeil schoß der losgerissene Wagen über Räderbündel und eisernes Gitterwerk in die Tiefe. Die Schienenstränge stoben ab — oder war es der Zug?

Strahlige Stille. Franziska Brinke durchschaute Schichten — Welten. Eine melancholische Melodie klang durch ihr Haarbewußtsein: Sch... — fälle — fälle.

Als sie nach Ewigkeiten erwachte, keiß hingekrückt, ein... in einen phantastischen Schraubstock, schüttelte der... noch immer unter ihr. Der Himmel war verriegelt... Räderwerk, Gestänge und Eingeweiden des Triebwagens. ... Eingeweide, wußt verkrümmte, drohten wie verflümmelte... in den verlassenen Tag hinaus. Der durch... Tag war hinabgerissen in Tiefe und Grauen, mitbe... unter aufeinandergezwängten, verflümmerten, zer... Menschenleibern, die sich mit ihrem aus Wunden... blutenden Blut wärmten, deren Nerven naht und... gelegt waren, wie ihre Stimmen, die ihr durcheinander... Als Franziska nach erneuter Ohnmacht wieder... qualmigen, beizenden, giftigen Dunst erwachte, tobte... schreiendes Gedrüll. Und sie schrie mit. Es war nicht der... Es war Anklammern an das Geschehene, an die... Dann tauchte inmitten von Gewinzel und Ge... das elagraue Gesicht eines alten Arbeiters auf. Seine... meinten. „Was soll man, wie soll ich...?“

Als Franziska nach erneuter Ohnmacht wieder... qualmigen, beizenden, giftigen Dunst erwachte, tobte... schreiendes Gedrüll. Und sie schrie mit. Es war nicht der... Es war Anklammern an das Geschehene, an die... Dann tauchte inmitten von Gewinzel und Ge... das elagraue Gesicht eines alten Arbeiters auf. Seine... meinten. „Was soll man, wie soll ich...?“

Als Franziska nach erneuter Ohnmacht wieder... qualmigen, beizenden, giftigen Dunst erwachte, tobte... schreiendes Gedrüll. Und sie schrie mit. Es war nicht der... Es war Anklammern an das Geschehene, an die... Dann tauchte inmitten von Gewinzel und Ge... das elagraue Gesicht eines alten Arbeiters auf. Seine... meinten. „Was soll man, wie soll ich...?“

Das Mädchen spürte dumpf die Nähe dieses Menschen, sanfte Berührung an Stirn und Wangen, schluckte Wasser, das über die filzige Zunge floß. „Keine — keine — hole ich heraus, wenn ich Sie nicht bergen kann...“ Sie küßte sich ganz ein in die Sicherheit dieser Stimme, in die Kraft der Hände, die um sie herum sagten und dämmerten, sie aus der grauenhaften Umlagerung von laotischem Eisen und zerpfittertem Holz zu lösen. „Bleibe — bleibe!“ flehte ihr Blick in jene Augen, die sich ihr juncigten, niedrig in die ihren brannten. Noch einmal umschloß sie die Hand mit laugendem Griff und — versank in rotes Dämmern...

Nach Wochen kam Franziska so weit zu Bewußtsein, daß sie sich selbst wieder fühlte. Ihr schien, als schwebte sie über sich selbst. Die Morphiumbetäubung nebelte noch — lullte ein, legte sich wie verummender Brei um die Glieder. Alles war weit fortgerückt. Königinlichkeit. Äthermasken. Operation. Nur das Blut klangte hart in den Ohren. Die Hand — die unbekannte Hand, wo war sie? Die bergende, liebende... Wer schrie? Was war mit dem Hut? Und das Scheitern des erstarren Gesicht? Ganz blau...

„Was denn — was denn — Fräulein Franziska — ach Tottedoo!“

„Ach, Sie sind's, August, was machen Sie denn?“ — „Fensterputzen“, brummelte er. — „Die frische Luft tut gut. Machen Sie nicht gleich wieder zu!“ — „Ne — nee wie Sie wollen...“ — August Bredehorn, Wärter der Station,

Die Welt der Frau.

Frau ohne Liebe.

Wenn so ein Frauenherz geschaffen wird — ein Kämmerchen für die Güte, ein für die Hilfsbereitschaft, ein für den Edelstolz und die Tapferkeit, das Leben zu tragen —, dann werden auch ein paar kleine Kumpelsammern eingerichtet, die seltener präsentiert werden. — Dort haufen Reiz und Trost, Nörgel und Reue. Aber ein großer leuchtender Saal wird in jedem Frauenherzen für die Liebe gebaut — für die große Liebe des Weibes, für die Gott Amor verantwortlich zeichnet, und für die beglückende und glücklich machende allgemeine Menschenliebe. Nicht nur Menschen umschlingt diese Liebe eines gütigen Frauenherzens, sondern Tiere und Pflanzen, Natur und All, Heimat und Vaterland.

Und nun wird ein junger weiblicher Mensch, dessen Herz so ein Wunder an Zärtlichkeit, Treue und Hingabe hütet, in einen Beruf hineingestellt, in dem Gefühl und tieferes Empfinden als höchst überflüssig empfunden werden. Oder gibt es Chefs, die bei der Buchhalterin, bei der Stenotypistin, bei der Puhmacherin oder Architektin, bei der Dolmetscherin oder Ingenieurin gesteigerten Wert auf seelische Tiefe legen? — Die Arbeitgeber verlangen Tüchtigkeit und Handfertigkeit, einen hellen Kopf und Erfindungsgabe, aber was ihre Mitarbeiterin und Untergebene sonst für seelische Reize entwickelt ist ihnen nebensächlich.

Frauen, die als Jungfrauen leben, und die in solchen Berufen arbeiten, kommen daher leicht in Gefahr, seelisch zu verkümmern. Sie vermännlichen sich, werden kühl und berechnend, die warme Anteilnahme an der Familie und der Verwandtschaft berührt sie nur noch oberflächlich. Dafür erwacht lebendiges Interesse für Handel und Industrie, für Welt und Wissenschaft, während die Vaterlandsliebe, die Herdtreue und die stetige Bereitschaft — zu helfen, — die der Frau doch gerade so entzündend steht, — verloren geht. Der Begriff Glück besteht für sie in beruflichem Erfolg, im Erreichen eines Zieles, im Vorwärtstommen in gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht.

Zudem sieht die derart vermännlichte Frau sehr häufig auf jene Schwester ein wenig herab, die nur im Haus und im Kinderzimmer wurzelt, die stolz von sich sagt: Mein Heim ist meine Welt, in der es mir gefällt. Und die freie Frau, die sich selbst ihren Lebensweg vorgezeichnet hat, die nur für sich sorgt und part, tut so als ob sie sich wohl und zufrieden fühlt und sich erhaben dünkt über die qualenden und drückenden Sorgen der anderen.

Und doch — — Tief drinnen im Herzen der modernen selbstbewußten schaffenden Frau ist jener hochgebaute Saal zusammengeklappt, der für die Liebe gebaut wurde. Trotz aller Erfolge hat sich ein grauer mürrischer Gast dort eingenistet: die Enttäuschung! denn die süßeste Hoffnung der Frau wird es ständig bleiben, Glück schenken zu können.

Die Frau ohne Liebe ist, allen hochgemuten Erfolgen zum Trotz, ein kümmerliches Menschlein. Ein Beruf kann befriedigen aber nicht beglücken, Ehre und Erfolg kann stolz machen aber nicht froh. Der Mann, der zu hohem Ansehen steigt, steht nicht allein, er hat Freunde, seine Frau nimmt teil an seinem Aufstieg, seine Kinder sind stolz auf die Leistungen des Vaters.

Die erfolgreiche Frau steht einsam. Ihre Freundinnen von einst sind Frauen und Mütter, ihnen ist sie fremd geworden, die Männer haben ein wenig Spott, ein wenig Reiz und ein wenig Hochachtung für sie — Kameradschaft war da für die strebende Frau, sie erlischt, sobald die Frau rascher bergauf steigt.

Aus all diesen Gründen hat das junge Mädchen von heute sehr rasch begriffen, daß nur der Beruf der rechte für

von der Heilsarmee erfolgreich geretteter Trunkenbold und geschwähigtes Original, betrachtete sich die Patientin eingehend. „Nee, wissen Sie, wie Sie jetzt so daliegen — reiner Weg zum Staat. Und als Sie kamen — lieber Himmel — keiner kannte sich da aus: Is et nu en Neechen oder 'n Junge?“

Franziska war, als schwämme ihr Körper unter ihr fort. August erschien ihr wie ein gestikulierender, sprechender blauer Kittel, bis er sie auf einmal aus ihrem Schwächeanfall herausriß. „Hach — jetzt hab ich's, Mensch jetzt wech ich's: Ihnen hat er gesucht. Jetzt, wo die Sonne so auf de blonden Zöpfe leuchtet, „blonde Zöpfe“ hat er gesucht, „ein weißes Kleid hat sie angehabt, nie, nie verzeihen werde ich das Fräulein ihre Augen“. Und dabei ließ er dann so traurig den schönen Blumenstrauß sinken.“ — „August“, fragte Franziska verstört, „ein Blumenstrauß, ein Mann? Nach mir gefragt?“ Sie wählte sich zur Seite. Schmerzen wachten auf. Die Wohlthat der Betäubung war gewichen. Das Herz schlug ihr im Halse. August erzählte umständlich von einem Mann, der mit Blumen kam, aber weder die blonden Zöpfe noch die Augen fand, die er suchte. Die Zöpfe waren in einen ungetümligen Kopferband eingebündelt, die Augen im Morphiumschlaf geschlossen. Die Sprache des Gesichtes hinweggewischt.

„Sie waren ja ganz hin, Fräulein, ganz alle.“ Dabei suchte er mit dem Arm in Richtung auf das Operationshaus. — „Wie hieß der Mann? Wo ist er?“ debte Franziska. — „Hat er nicht gesucht, is schon viele Wochen nich gekommen, nich gekommen...“ leierte er weiterlich.

„Nicht gefragt — nicht gekommen — wird nie wiederkommen.“ — Franziska drehte sich zur Wand zurück, seufzte und weinte sich in Schlaf.

die Frau ist, der Freude schenkt und Ansprüche an das gütige Herz der Frau stellt. Im Gegenteil zu dem Mädchen von gestern bezorgten die berufstuchenden Mädels jetzt wieder typisch weibliche Aufgaben. Sie überließen dem Mann wieder dasogierende Weisheit, kritische Verstandarbeit und aufbauende Tatkraft.

Die Frau von heute hat wieder erfasst, daß ihre Aufgabe von jeher darin bestand, Liebe zu schenken, zu beglücken und glücklich zu sein.

Clara von Wedelskaedt.

Die Handarbeit und die Frau von heute.

Von Frieda Ballentin.

Mit der modernen Anschauung über die Frau, mit der neuen Frau, ihrer Selbstständigkeit, ihrer Berufstätigkeit, ihrer Freiheit löst sich das Bild der handarbeitenden Frau kaum noch vereinen. Und dennoch ist die Handarbeit auch mit der Frau von heute, mit ihrer Psyche, mit ihrem Empfindungsleben eng verbunden. Ja, mit der Handarbeit ist die Frau dem Manne, mit dem sie ja sonst Schritt hält, weit überlegen. Der Mann hat nichts ähnliches, was ihn so zu fesseln, zu beschäftigen, von Beruf, Arbeit, Beschäftigungslosigkeit, ausgezungenem Müßiggang, besonders beim Warten, abzuwenden vermag, wie die Handarbeit die Frau. Wo arbeiten nicht überall Frauen, und was vermögen sie nicht dabei gleichzeitig zu unternehmen? Die Handarbeit ist ein angenehmer Lückenbüsser. Da steht die Frau im Vorzimmer von Behörden, im Wartezimmer des Arztes, da fällt sie die Pause an der Schreibmaschine, die Ruhe hinter dem Ladentisch, die Zeit beim Warten der kleinen Kinder, beim Lesen, beim Telefonieren, immer beschäftigt sie die Hände gleichzeitig als Entspannung von anderer Tätigkeit. Die Schauspielerin, die Filmspielerin kennt das beruhigende Element, das von der Handarbeit ausgeht, um sich die Spannung, ermüdendes Zuhalten, auf der Probe oder bis zu ihrem Auftritt zu verfliegen. Auf der Fahrt von und zur Arbeitsstätte, auf langen Eisenbahnfahrten, verkürzt die Handarbeit Länge und Langeweile des Weges.

Die Handarbeit ist im Leben der Frau keine Arbeit, eher eine feiertägliche Beschäftigung. Eine müßige, spielerische Handarbeit bedeutet ihr keine Notwendigkeit, eher eine Überflüssigkeit. Auch wenn ihr Endziel zweckvoll und durchaus nützlich Arbeit bedeutet. Es ist etwas anderes für die Frau, Handarbeit zum Zwecke der Instandhaltung oder Instandsetzung von Reparaturbedürftigem, also Stopfen, Kleben, Ausbessern; Handarbeit wird erst zur Freude, zum Vergnügen, zur Entspannung und Zerstreuung, wenn sie gleichzeitig den schöpferischen Sinn in der Frau anregt. Dieses schöpferische liegt tief verankert in der Frau, vielleicht im tieferen Sinne zusammenhängend mit dem Mütterlichen. Vom Einsinn bis zur Vollenbung ihr Urerbes, ihr „Geschöpf“. Dieses Werden, dieses Entstehen, diese Geduld, diese Ausdauer und Hingabe, ihr Werk, die Schöpfung ihrer Hand, zum fertigen Ganzen zu bringen, schafft der Frau Schöpferwonne, wie sie der Mann höchstens als Künstler, die Frau als Mutter fühlen kann.

Dies alles führt die Frau auch unserer Zeit immer wieder zur Handarbeit zurück. Die Vereinfachung der Handarbeitstechniken erleichtert der Frau die Arbeit und erhöht ihre Freude daran. Nicht mehr die angestrengte Konzentration, nicht mehr mühseliges Auszählen oder Ausparieren erfordern die neuen Handarbeiten. Darum kann auch die Arbeit schneller angefangen oder unterbrochen, hervorgeholt oder weggelassen werden.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Morgenrot aus blauer Seide mit Silber-
Stiderei.
Rechts: Morgenjade aus seegrüner Seide mit Spitze.

Männer können das nicht verstehen, ja, es gibt Männer, die handarbeitenden Frauen gegenüber ungeduldig sind und über dieses ewige "Stigeln" stöhnen. Sie fühlen sich benachtheiligt in der Aufmerksamkeit für ihre Person, weil sie nicht begreifen können, daß Frauen mit der Handarbeit gleichzeitig plaudern und zuhören, ja, geduldiger und ruhiger zuhören, also mit der Handarbeit gleichzeitig noch anderen Beschäftigungen obliegen können. Von der Frau mit der Handarbeit geht eine freundliche Helligkeit, eine stille Heiterkeit aus, die sich ihrem Umkreis mittheilt oder doch mittheilen sollte. Gleichviel aber wie sich die andern zur handarbeitenden Frau stellen mögen, sie selbst empfand sie als Quelle des Glücks. Durch das Schöpferische, durch die Anregung ihrer Phantasie. Gerade das Produktive, das Tätige schafft ihr Befriedigung und gibt ihr Rückhalt, daß sie nicht müßig die Stunden hingibt.

Kalte Luft macht Hunger. — Wenn Obst und Gemüse knapp werden. — Auch gute und vitaminreiche Nahrung kann billig sein. — Die Buttermilch . . . ein Wundermittel.

Die richtige Ernährung der Kinder in der kalten Jahreszeit ist eine der wichtigsten Fragen der Volksgesundheit. Erst jetzt weiß man, wie sehr die Kinder früher unter einer kalten Herbst- und Winterernährung gelitten haben, denn das Sattmachen allein genügt nicht. Die Nahrung muß auch den Körper aufbauen. So haben wir trotz der Fülle von Nährstoffen, die den Kindern zugeführt wurden, rachitische und schwächliche Kinder aller Art häufig als eine Folge falscher Kinderernährung feststellen können. Es kommt hauptsächlich darauf an, den Kindern nicht nur die notwendige Menge von Nährstoffen zuzuführen, sondern hauptsächlich diese Menge so zu dosieren, daß der kindliche Organismus dabei auch gediehen kann. Kühle Tage machen Hunger. Darum sind gerade Herbst und Winter geeignete Jahreszeiten, um die Pflege der Kinder gut durchführen zu können. Weiber sind gerade diese Jahreszeiten, besonders der Winter, durch einen Mangel an vitaminreichen Nahrungsmitteln berückichtigt. Obst und Gemüse, die als Hauptnahrungsmittel der Kinder angesehen werden müssen, sind in geringen Mengen vorhanden und teuer. Die Mutter und Hausfrau muß darum einen richtigen Speisezettel zusammenstellen, um die Kinder in der kalten Jahreszeit richtig zu ernähren. Sonst werden sie häufig bei ihren Kindern Aufmerksamkeitsstörungen feststellen können, die man früher vollständig als Ausflüsse von „schlechtem Blut“ ansah. Die richtige Auswahl der Speisen gibt aber erfreulicherweise der Hausfrau die Mittel in die Hand, die Familie auch im Winter richtig zu ernähren, ohne daß dadurch besondere Kosten entstehen. Es sind nicht immer die teuren Nahrungsmittel, die sich durch Vitaminreichtum auszeichnen. Im Gegenteil! Zahlreiche Speisen, die zu billigen Preisen zu haben sind, können täglich den Kindern vorgesetzt werden, da sie in Wirklichkeit zu den vitaminreichen gehören. In erster Reihe wird vielleicht die Buttermilch als eins der ausgezeichnetsten vitaminreichsten Nahrungsmittel zu bezeichnen sein. Sie enthält sehr viel Nährstoffe, die gerade zum Aufbau des Organismus notwendig sind. In der Buttermilch liegt eine wahre Fundgrube ausgezeichnetester Nährmittel. Für Kinder ist die Buttermilch darum besonders zu empfehlen, weil sie sehr reich an Wachstums-
vitaminen ist, also auch in der kühlen Jahreszeit dem kindlichen Organismus diejenigen Stoffe zuführt, die es am aller-
notwendigsten braucht. Die Buttermilch ist billig und in verschiedenartigen Speisen zu servieren. Besonders als Gelee
ist sie eine Süßspeise, die ein Mittagmahl in der angenehmen

sten und nützlichsten Weise ergänzt. Auch als Abendbrot kann sie gereicht werden und ist besser und billiger als Butir. Die Buttermilch hat außerdem noch zahlreiche gesundheitsfördernde Wirkungen, denn sie entgiftet den Darm und hebeht die Darmträgheit, die bei Kindern eine häufige Krankheit ist. Sie ist wirklich ein Idealnahrungsmittel für die kalte Jahreszeit. An zweiter Stelle ist der weiße Käse zu nennen, dem gleichfalls zahlreiche sehr wertvolle Ernährungseigenschaften innewohnen. Eine Stulle mit weichem Käse ist zehnmal so nahrhaft wie eine gewöhnliche Butterskulle. Nicht zu vergessen ist der Honig, der nicht nur schmackhaft ist und den Kindern die Nahrung verflücht, sondern auch zahlreiche sehr wertvolle Bestandteile enthält, die als Zusatz zur gewöhnlichen Ernährung unentbehrlich sind. Wenn nun die Hausfrau noch Salate mit Zitrone anrichtet und möglichst mehrere Male in der Woche der Familie vorsetzt, dann wird sie alles getan haben, um die Kinder ebenso wie die Erwachsenen vor der gefährlichen Avitaminose zu bewahren, das heißt, vor den Erscheinungen, die in einer zu geringen Zufuhr von Vitaminen ihre Ursache haben und sich auf die Dauer als Krankheitsercheinungen auswirken. Sie sind meistens eine Folgeerscheinung der falschen Ernährung in der kalten Jahreszeit gewesen und beruhen auf der Unkenntnis dessen, was der Körper neben der Befriedigung des Hungergefühls notwendig braucht.

Erleichtert das Leben.

Wie oft fragen wir uns, nach dem irgend ein Ärger über-
wunden ist: War die ganze Sache überhaupt soviel Auf-
regung wert? War es notwendig, an diese Lappalie soviel
Kerzenkraft und Ärger zu verschwenden? Wenn wir uns
doch daran gewöhnen wollten, die Dinge stets etwas objek-
tiver zu betrachten!

Frauen, die keinerlei Humor besitzen und vielleicht darüber hinaus noch nicht einmal Verständnis für den Humor der anderen besitzen, sind zu bedauern. Denn sie erschauern bei dem Beden, haben täglich neuen Ärger über Unwichtigkeiten, die an einem humorvollen und glücklichen veranlagten Menschen spürlos abgleiten. Und das alles, weil sie die Dinge unter einem völlig falschen Gesichtswinkel sehen. Wichtigkeiten wachsen zu Wichtigkeiten an und beanspruchen ein Interesse und eine Anteilnahme unseres Denkens, die ihnen absolut nicht zukommt.

Wie viel leichter wird das Leben, wenn wir die täglichen kleinen Argernisse mit dem Maßstab der großen Entwicklungslinie unseres Lebens messen. Da schrumpfen auf einmal tausend Widerwärtigkeiten zu durchaus unbedeutenden Ereignissen zusammen, und wir kümmern uns nicht mehr darum, als wenn uns eine Stednadel verloren ginge.

Humorvolle Frauen erleichtern sich selbst das Leben und helfen gleichzeitig ihrer ganzen Familie, die Sorgen des Tages zu überwinden. Wie viel trägt oft ein Schmerz dazu bei, Bitternisse zu verschlucken, wie herrlich ist es, durch ein wenig Humor ein Lächeln auf trübselige Gesichter zaubern zu können!

Es gibt Menschen und ganz besonders Frauen, die immer ein säuerliches Gesicht zur Schau tragen, und wenn man sie nach dem Grund ihrer ärgerlichen Stimmung fragt, so stellen sie heraus, daß sie eigentlich immer aus irgend welchen Gründen mit der Welt zerfallen sind. Diese säuerliche Miene wirkt wie Eßig auf die Umgebung: die Stimmung stellt sich und plötzlich meinen auch alle anderen, daß das Leben recht abschreckend sei. So ein Leben! denkt jeder — und wenn man letzten Endes den Grund der pessimistischen Laune erforschen wollte, so würde er vielleicht nur in angebrannter Nüchternheit einem verschlagenen Toppf oder einer Übervorteilung auf dem Markt zu finden sein. Vielleicht ist die Hausgehilfin fremd gewesen oder der Sohn des Hauses hat beim Überheizen einiger Zäune die neue Hofe zerrissen, oder Buzi, der neugezogene Daackelstebbling, hat sich ein Stild Wurst „besorgt“, da eigentlich den Abendstich des Hauses zieren sollte — alle die Dinge können den mißgestimmten Ausruß: „It das ein Leben!“ hervorrufen. Und die Frau, die völlig unter dem Bann derartiger trauriger Schicksalsschläge steht, hat bestimmt noch nicht einmal Verständnis dafür, wenn plötzlich ihre junge Tochter lebensstark und sehr geräuschvoll im Hause kommt: „Ein Wetter ist das heute! Herrlich! Das ist ein Leben!“ Sie wird nicht begreifen, daß lebensstarker Jüngling schon in einem strahlend blauen Himmel Genug steht, die Welt im rosigsten Lichte zu sehen. Es sind so vielen Frauen, die in den langen Jahren schweren Ringens um die eigene Existenz oder um die Existenz ihrer Familie die Fähigkeit verloren, sich zu freuen, und die Argernisse des Lebens mit Humor von sich abzuschieben, soweit sie nicht wirklich ein lebenswichtig berühren.

Ein dicker Humor, ein klein wenig schon genügt, a
das Dasein erträglicher zu machen und über die langen Ze
schwerer wirtschaftlicher Kämpfe, die wir durchleben, hinweg
zukommen. Alle Menschheit verlangt heute nach heiterer E
lentung. Warum erfreuen sich die Werke unserer gro
Humoristen so besonderer Vorliebe? Warum sind von d
Theater- und Kinoskänden die Lustspiele stets am besten
sucht? Weil die Sehnsucht und das Streben jedes einzeln
dahin geht, die trübe Zeit einmal zu vergessen und dem Ge
sinn sein Recht einzuräumen. Also tun wir auch ein Gleich
und versuchen, mit ein wenig goldenem Humor, so
in den grauen Alltag zu bringen.

Tierrnenschen im Urwalde

Der indische Missionar Singh aus Midnapur, der im Auftrage des englischen Bischofs Walsh Bengalien bereist hat, erzählt über seine Reise folgende spannende Begebenheiten.

Als wir eines Tages in eine Gegend kamen, die von Urwäldern umgeben war, wendeten sich meine indischen Führer, den Weg durch den Wald mit mir fortzusetzen. Sie erklärten, daß in diesem Walde böse Geister hausten, die mit den Wölfen im Bunde wären. Da auch andere, gebildete Indianer mir erzählten, daß in diesem Teil des Urwaldes tatsächlich seltsame Wesen beobachtet worden seien, die wie Tiere und Menschen gleichzeitig ausähen, so beschloß ich,



Das wilde Kind wollte sich nicht einfangen lassen. Es
fragte und biß um sich.

diesen Erzählungen nachzugehen und zu erforſchen, in welchem Umfange ſie zuträfen.

Nachdem wir einige Tage im Haldbuntel des Urwaldes herumgeirrt waren, — nur eine kleine Schar mutiger Inder begleitete uns, — trafen wir schließlich in einem Dickicht auf eine Wälfen. Zwischen ihren Vorderläufen lag — ein Kind. Die Wälfen wollten sich zuerst zur Wehr setzen, als sie aber sahen, daß die Uebermacht der Menschen zu groß war, schloßete sie tiefer in den Busch. Im Dschungel stieg ich zu meinem größten Erstaunen dann noch auf ein Mädchen, das etwa 6 Jahre alt sein mochte. Dieses Kind wollte sich aber nicht einfinden lassen. Es fragte, biß um sich, bis es meinen Begleiter schließlich doch gelang, es an Händen und Füßen zu fesseln. Der Körper der Kinder war zerkratzt und voller Schrammen. Die Hände und Knie waren wund, — wahrscheinlich vom Kriechen und Krabbeln auf allen vieren.

Die Kinder wurden in einem Missionshaus unterbracht. Das jüngere Kind starb im Jahre 1921. Das ältere lebt noch heute, hat sich aber selbstamerweise nicht zu einem normalen Menschen entwickelt, obwohl ihm eine sehr sorgsame Erziehung zuteil geworden ist. Sein ganzer Sprachgebrauch besteht nur aus einigen Worten, — im ganzen vier- oder fünfzig, — die es nur mühsam zu einfachen Sätzen verbinden kann. Dagegen ist das Seh- und Hörvermögen dieses Kindes geradezu großartig. Es kann z. B. rohes Fleisch aus großer Entfernung feststellen. Welken und Laichen scheinen auf dem Kinde unbedeutend zu sein. Auch andere Sinnesäußerungen kommen bei ihm nie zum Vorschein. In den ersten Jahren riss es sich stets die Kleider vom Körper herunter, bis man ihm schließlich einen Gürtel umband, den es nicht mehr lockern konnte. Erst in den letzten Jahren konnte man Mädchen die Gewohnheit beigebracht werden, den Gürtel zu gebrauchen, — vorher benutzte es immer Finger und Hände als Etwertzeuge.

Wie die Kinder zu den Wölfen geraten sind, hat nicht völlig auflären können, ebenso, wie lange sie den Tieren gelebt haben. Man nimmt an, daß eine ihre Zungen verloren und dafür sich die Kinder gehalten

Mit rührender Mutterliebe muß dann das Tier in menschlichen Kindern all die Künste und Fähigkeiten gebracht haben, zu denen es sonst die jungen Wölfe nicht oft mag sich die Wölfin-Mutter gewundert haben, doch Pflegerfinder gar nicht einen so schönen Beiz bekommen wie sie selber und alle anderen Wölfe. Und es genug muß es ihr schließlich geworden sein, von den Kindern, die sie pflegte, so gut sie eben konnte, getrennt zu werden.

Ein ähnlicher Fall hat sich auch in Afrika ereignet: ist die Geschichte des Raffenjungen Lukas. Diesen fand eine Polizeipatrouille unter den Bavianen, deren Gesellschaft er augenscheinlich viele Jahre verbracht hatte. Als er aufgefunden wurde, war er ungefähr 6 Jahre alt. Er wurde sodann im Hause eines Gelehrten erzogen.

Heute ist Lukas ein tüchtiger junger Mann geworden, der gut die englische Sprache beherrscht. Außerdem hat er den Beruf eines Mechanikers erlernt. Nach seinen Erfahrungen, die heute recht spärlich auftauchen, — die Eisen in der gebildeten Welt haben die alten und im Uebrigen unter den Thieren gewonnenen fast völlig verdrängt, — er die letzten Jahre vor seiner Auffindung in einer breiten Savianfamilie gelebt, kletterte mit den Affen auf Felsen herum und schlief nachts im Schoß seiner Pflegerinnen, da er nicht behaart war und es ihn nachts daher immer

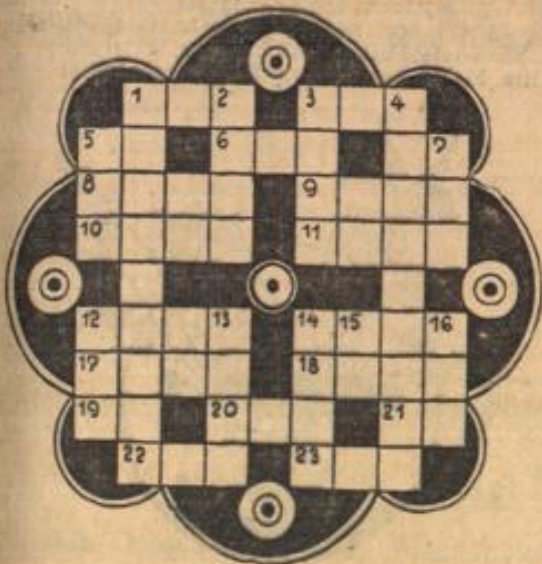
Man nimmt an, daß Lulus das Licht der Welt in
Dorf erblickte, dessen Bevölkerung durch Feinde eines
erschlagen wurde. Wahrscheinlich war dies Kind das
Wesen, das am Leben blieb und mit seinem Gesäug-
Pasianmutter herbelokste, die dann das Kind zu sich
Die Fälle zeigen aber, daß die uralte Sage von den
den Gründern der Stadt Rom, Romulus und Remus
von einer Wölfin aufgezogen wurden, auf ganz rich-
Beobachtungen fußt, und weiterhin, daß es sehr wohl
ankommt, in welcher Umgebung und bei welcher
der Menschen aufwächst.



Rätsel und Spiele.

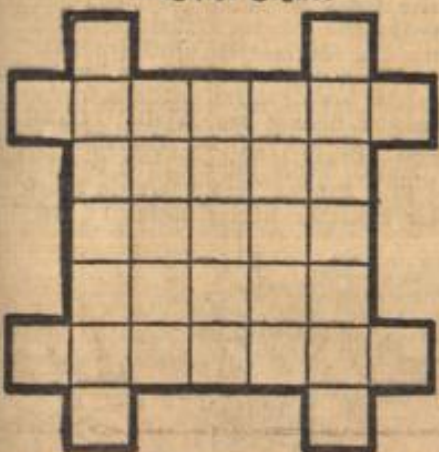


Kreuzwort-Rätsel.



Die Wörter bedeuten waagrecht: 1. Ruffischer Strom, 2. Gemütsbeklemmung, 5. Quersack, 6. Himmelsrichtung, 8. Ruhe, 9. Holzblasinstrument, 10. Biene, 11. Schauspieler, 12. Sagen auf Telegrammen, 14. Strom in Sibirien, 17. Raubtier, 18. Nebenfluß der Donau, 19. Feldmaß, 20. Kiehlwasser, 21. Konjunktion, 22. Leuchstoff, 23. englisches Bier. Senkrecht: 1. Literarischer Vertreter am Theater, 2. diplomatisches Schreiben, 3. kleinstes Teilchen, 4. Spazierweg, 5. Schweizer Kanton, 7. Getränk, 12. Stadt in Belgien, 13. Personenausweis, 14. Vereinigung, Bund, 15. Tonstufe, 16. Papagei.

Magische Figur.



Es sind 5 Wörter zu bilden, die waagrecht und senkrecht gebildet werden können. Sie bedeuten: 1. Europäischer Staat, 2. Tageszeit, 3. Hüfte, 4. Aste, 5. deutscher Bildhauer.

Schüttelworte.

1. Sein Anteil kann ihm durch die Hände; Da war mit seinem Wort geschüttelt er zu Ende.
2. Das Wort auf der Landstraße mit sechs Köpfen, Die aus dem geschüttelten kam es geschossen.

Silben-Rätsel.

Aus folgenden 37 Silben
aar — an — chi — di — di — e —
e — en — fa — gau — gie — gra —
— halt — he — ho — in — je —
lu — na — nar — ne — new — nit —
— nor — rei — ros — rur — san —
sar — sieb — ses — te — tee — ther —
— va — vah — york

Sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Sprichwort ergeben.
(ch = 1 Buchstabe.)

Bedeutung der Wörter:

1. Deutscher Freistaat, 2. byzantinischer Feldherr, 3. Vogelwilt, 4. Schweizer Kanton, 5. Stadt in USA, 6. Gefühlsart, 7. Liebesgott, 8. Frauengewerbe, 9. Land in Asien, 10. kleiner Fisch, 11. Stimmlage, 12. Reformator, 13. weiblicher Vorname, 14. Gott der Juden, 15. Teil der Medizin, 16. Haushaltsgegenstand.

Reinliches Wüstenleben.



Wenn Sie nun Redakteur wären und Sie müßten diese Szene mit fünf Worten aus Goethes „Wahlverwandtschaft“ illustrieren — was für ein Bild würden Sie dann wohl wählen? Rasch, überlegen Sie! Wir geben Ihnen drei Minuten Zeit!

Auflösungen aus voriger Nummer.

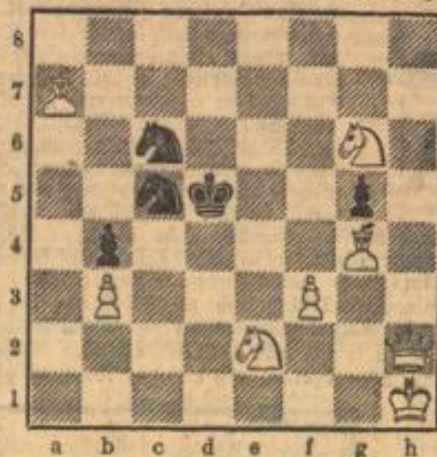
Silben-Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Henna, 2. Kuli, 3. Paria, 4. Rakete, 5. Helena, 6. Dönnung, 11. Dementi, 13. Trichine, 14. Kanbare, 15. Nevada, 16. Selene, 17. Katalog, 22. Segel, 24. Krone. Waagrecht: 3. Panama, 5. Helios, 7. Uri, 8. Kreole, 9. Mine, 10. Abete, 12. Ratrium, 14. Kantine, 16. Senefa, 18. Edda, 19. Vanille, 20. Tara, 21. Kefeha, 23. Refraktor. — **Diamant-Rätsel:** 1. B, 2. Mut, 3. Orgel, 4. Schoner, 5. Ewerwald, 6. Hugo Grotius, 7. Frankfurt, 8. Entente, 9. Sonne, 10. See, 11. R. — **Der beste Arzt:** Sonde, Sonne. — **Silben-Rätsel:** 1. Dornisch, 2. Infamie, 3. Flemt, 4. Wasser, 5. Engadin, 6. Lombardi, 7. Telemach, 8. Sublimat, 9. Indiana, 10. Glas, 11. Honnef, 12. Zugenb, 13. Akademie, 14. Untergrundbahn, 15. Jinoio, 16. Deube, 17. Enter, 18. Rotariat. Die Welt sieht auf den Schein, nicht auf den Wert. — **Vor Jahren:** Naben, Kohl; Kohlrauben. — **Stat-Aufgabe:** Bk hat: Kreuz-König, Dame, 8, 8, 7, Bk-König, Dame, Karo-Ks, 10, 9. Bk hat: Karo-König, Herz-Dame, 10, 7, Kreuz-Ks, 10, 9, 8, 7. Spielverlauf: 1. Bk: Karo-Ks, Karo-7, Kreuz-Ks (—21); 2. Bk: Karo-10, Karo-8, Bk-Ks (—21), 3. Bk: Kreuz-8, Kreuz-Ks, Herz-10 (—21). Die Gegner haben damit 63 Augen.

Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 84. P. Seidenschnur.

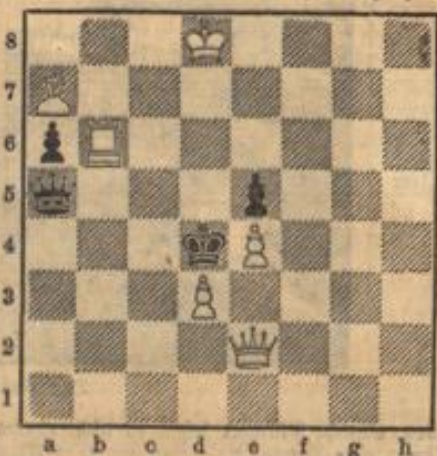
Preisgekrönt als 2000. Aufgabe d. Wismar. Sonntagsboten 1900.



Weiß: Kh1, Dh2, La7, g4, Se2, g6, Bb3, f3.
Schwarz: Kd5, Sc5, c6, Bb4, g5.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 85. J. Slater.

1. Preis „Milwaukee Sunday Telegraph“.



Weiß: Kd8, De2, Tb6, La7, Bd3, e4.
Schwarz: Kd4, Da5, Ba6, e5.
Matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 80 1. Lb4, Nr. 81 1. Kd7. Angegeben von Ingenieur Schmitt.

Die Jünger Caissas lassen sich in zwei große Gruppen einteilen. Auf der einen Seite steht der Positionsspieler, der alles mathematisch berechnen will, der Strategie des Schachbretts; auf der anderen der „Kombinator“, der Taktiker auf den 64 Feldern, der sich phantasiebeschwingt in den Kampf stürzt und Verwicklungen sucht. Große Meister, die einen bestimmten Spieltyp pflegten, gaben meist ihrer Zeit das schachliche Gepräge. So sehen wir unter den Angriffsmeistern Morphy und Anderssen das Kombinationspiel in höchster Blüte. Unvergängliche Kunstwerke, wie die unsterbliche und immergrüne Partie werden in dieser Epoche geschaffen. Angriff um jeden Preis ist die Parole und die große Schachgemeinde beugt sich vor diesen Autoritäten und betet gläubig ihre Dogmen an. Da erstand in Steinitz ein Mann, der den neuen Stil schuf, das Positionsspiel. Dieser Kampf auf Sicherheit behagte ihm mehr, da er beim Nachprüfen seiner früheren Partien herausfand, daß viele seiner Kombinationen recht fehlerhaft waren. Und wie oft war er in Schönheit gestorben, wenn seine Angriffe abgeschlagen wurden. So wurde er der Vater der modernen Schachstrategie und 26 Jahre hielt er sich auf dem Weltmeistertron. Die heutige Meistergeneration pflegt ein Spiel, das beide Methoden in höchster Vollendung vereint. Treffen nun ausgesprochene Positions- und Kombinationspieler aufeinander, so gibt es meist ein wildes Spiel mit dramatischen Wendungen, da jeder Kämpfe dann doppelt bemüht ist sein System zum Siege zu führen.

Nach einem Lehrsatz von Großmeister Dr. Tarrasch gehören in einem Endspiel von Türmen mit Bauern, die Türme hinter den eigenen Bauern.

Partie Nr. 44. Gespielt im Meisterturnier zu Bern 1932.

Englische Eröffnung.

Weiß: Flohr, Schwarz: P. Johner.

1. c4—c5, 2. Sc3—Sc6, 3. Sf3—g6, 4. d4—cx d4, 5. Sx d4—Lg7, 6. Sc2—d6, 7. Dd2. Weiß will offenbar mit e4 in die für ihn sehr günstige Maroczy-Variante der Sizilianischen Verteidigung einlenken. 7. ... Sf6, 8. e4—e6. Der Sizilianer ist wohl erreicht, doch ist die hier entstandene Variante nicht sonderbar günstig für Weiß. Mit dem Textzug leitet Schwarz ein Manöver ein, wobei er für einen Flügelbauern den gegnerischen Zentrumsbauern zu gewinnen gedenkt. 9. Le2—Tb8, 10. 0-0—0-0, 11. Tel—Ld7, 12. Tbl—Dc8. Auf den ersten Blick scheint es, als ob Schwarz sein Manöver jetzt durchsetzen könnte, aber dies ist nicht der Fall. 13. b3—b5, 14. cx b5—ax b5, 15. Lx b5—Sx e4, 16. Txe4. Viel besser als Sxe4, wonach Schwarz die notwendige Schwächung seines Königsflügels durch Abtausch des Läufers erspart bliebe. 16. ... Lxc3, 17. Dxc3—Txb5, 18. Te4—Td8; Te8 ist, wie es sich bald zeigen wird, nur richtig. Wirksamer wäre im Augenblick 16. ... e5 gewesen, um den 20. Zug von Weiß zu verhindern, jedoch wäre danach der schwarze Damenbauer hoffnungslos rückständig geblieben. 19. Lh6—f6, 20. Sd4—Tb6, 21. Tel—Sx d4, Schwarz hofft die Figur zu retten. 22. Txc8—Se2+, 23. Kf1—Txc8. Hätte der Turm auf e8 gestanden, dann könnte Schwarz mit 23. ... Sxc3 seine Figur retten. 24. Dxc8+—Lxc8, 25. Txc8+—Kf7, 26. Le3. Zerstört die letzte Hoffnung von Schwarz den Läufer einzusperren. Schwarz gab daher auf.

Lüftigen Lkn.



Widerspruch.

Hirtsdirektor: „Schnell, schnell, in einer Minute kommt der Kutscher!“
Fahrgast: „Ja doch, ja doch, ich kann doch nicht laufen!“

Die Strafe.

„Gut, wie ein wunderbarer Pelz! Was hat denn der Kutscher?“
„Für einen Kuß!“
„Den du deinem Kanne gabst?“
„Nein, den er dem Stubenmädchen gegeben hat!“
(Vossing Show.)

Der Krake.

„Mit meiner Schlaflosigkeit wird es immer schlimmer.“
„Du Bauernswurm!“
„... ich kann jetzt schon nicht mal mehr schlafen, wenn es zum Aufstehen ist!“
(Rebelpalter.)



Im Examen.

„Welches ist die Höchststrafe für Bigamie, Herr Kandidat?“
„Die beiden Schwiegermütter!“

Oh weh!

„Ist er denn wirklich ein tüchtiger Zahnarzt?“
„Ach ja, die Zähne, die ich von ihm bekommen habe, sind alle zu meiner Zufriedenheit ausgefallen.“
(Ben Humon.)

Umschrieben.

In einem Abteil 3. Klasse sitzen zwei besser aussehende Herren. Sie unterhalten sich über dieses und jenes.
„Ich fühle lieber in der 3. Klasse als in der 2.“ sagte der eine, „man sitzt staubfreier, gesünder, kühler, man kann sich besser unterhalten, es ist hygienischer, kurzum: man reißt viel angenehmer.“
„Ja, das stimmt“, meinte der andere, „mir ist die 2. Klasse auch zu teuer!“
(Rebelpalter.)

Wohnung und Haushalt

Der Schreibtisch für Mann und Frau.



Seit etwa hundert Jahren gehört der Schreibtisch zum „eisernen Bestand“ unserer Zimmermöbel. Es unterscheiden sich heute zwei Typen, der große „Diplomaten“-Schreibtisch und der zierliche, an die Formen des Biedermeier anknüpfende Sekretär oder Schreibschrank mit Aufsatz, die zur Wahl stehen. Wenn man sich über den Verwendungszweck des Schreibtisches klar ist, wird man die geeignete Form auszuwählen verstehen. Form und Zweck dürfen einander nicht in ihren Absichten durchkreuzen, sondern müssen in eins zusammenfließen.

Für den im Hause arbeitenden Mann ist die große Fläche des Diplomaten-Tisches nicht zu entbehren. In klarer Übersichtlichkeit die einzelnen Phasen eines Arbeitstages vor sich ausgebreitet zu sehen, gibt dem Arbeitenden Ruhe und Stetigkeit. Das Schreibgerät muß auf das Notwendigste be-

englichen Walnußbaumes, das, nicht hochglänzend, sondern nur leicht mattriert behandelt, einen sehr schlichten und künstlerischen Eindruck hervorruft. Überhaupt wird einer hochglänzenden und daher empfindlichen Tischplatte eine mit Leder bespannte vorzuziehen sein. Die Aufstellung des Tisches ist abhängig von der Lichtquelle, man muß darauf achten, daß das Licht von links auf den Tisch fällt. Auch für die Aufstellung in ganzer Breite vor einem Fenster ist der Diplomaten-Schreibtisch geeignet; viele Kopfarbeiter werden den Blick aus dem Fenster als für ihre Arbeit günstig und anregend nicht missen wollen.

Wie häufig aber kommt es vor, daß der häusliche Schreibtisch hauptsächlich von der Frau benutzt wird, während sich der Mann darauf beschränkt, eine Haushaltsungsliste auszufüllen oder unter die Karte an Tante Bertha „Gleichfalls herzlichen Glückwunsch“ zu setzen. Eine Frau wird sich statt an der schweren Eichenplatte viel wohler an einem jener anmutigen Schreibsekretäre fühlen, die mit ihren zahl-



Der Arbeitsplatz im Wohnzimmer.

beschränkt bleiben, manche Männer sehen es nicht einmal gern, wenn man ihnen eine Blumenvase zwischen ihre Akten stellt. Sie wollen den schönen, großen Platz ungeschmälert sehen. Unter der Tischplatte zu beiden Seiten befinden sich die großen Fächerschubladen, die bei durchdachter Einteilung und ständiger Ordnung dem Manne bei seiner Arbeit sehr förderlich sein, ja sein ganzes Schaffen erst eigentlich fruchtbar machen können. Wie wichtig Ordnung im Arbeitsmaterial eines Kopfarbeiters sein kann, beweist uns ein Brief Goethes an Schiller; er schreibt darin: „Bei dem vielen Zeug, das ich vor habe, würde ich verzweifeln, wenn nicht die große Ordnung, in der ich meine Papiere halte, mich in den Stand setzte, zu jeder Stunde überall einzugreifen, jede Stunde in ihrer Art zu nützen und eins nach dem andern vorwärts zu schieben.“

Das geeignete Material für vielbeanspruchte Schreibtische ist neben der unzerwühllichen Eiche das harte Holz des deutschen Kirschbaumes, auch des laubfälligen mit seiner lebhaften bis ins Tiefdunkle spielenden Maserung, oder des

reichen kleinen Fächern so gut Geheimnisse zu bewahren wissen, und auf deren blinkender Platte aus weißem Ahorn- oder Kastanienholz so mancher schwungvolle Brief verfaßt werden mag. Auch einen kleinen Schmuckgegenstand duldet die Frau, eine Photographie oder einen Buddha aus Bronze, auf den rasch einmal im Fluge der Gedanken ihr Blick fällt und Freude auslöst. Man findet diese Form des Schreibtisches manchmal in ein Bücherregal eingebaut; klappt man die Schreibplatte hoch, so entsteht der Eindruck eines Schränkchens.

Im Schlafzimmer ist ein kleiner Schreibtisch auch nützlich, manche Frau wird gern ihre Korrespondenz in den frühen Morgenstunden erledigen. Da genügt zum Beispiel ein kleiner, eleganter Tisch von geringer Tiefe mit einer oder zwei Schubladen, der auf zierlichen, sich nach unten verjüngenden Beinen steht, schön poliert oder farblich lackiert und gerade groß genug ist für das Haushaltsbuch, Federhalter (das Tintenfaß ist eingelassen) und in venezianischem Glas eine wippende Kette.

diesen Überstoß, damit später der Schirm, ohne auszureißen, zusammengeknäht werden kann.

Run kann der Geist nach den Strapazen wieder ruhen. Wir schneiden den Grundriß des Schirmes A-C-F-G plus Überstoß aus, legen ihn auf das laubere Pergamentpapier und schneiden dann dieses auf das sorgfältigste entsprechend dem Muster aus.



Unser Werk ist gelungen. Tante Frieda kann Geburtstag haben.

Jetzt fassen wir über die Ausschmückung nach. Vorsichtig wählen! Sie schlagen Silhouetten vor? Ja, nur nicht zu viel, sonst ist's Nacht, wenn wir unseren Lampenschirm benutzen wollen. Run noch flink mit „fliegenden Stichen“ das Schirmchen am Drahtgestell festgenäht (Bild 2), auch am Überstoß von oben nach unten mit vorsichtigen Stichen. Zum Schluss lackieren wir den Schirm innen und außen mit farblosem Lack und lassen gut trocknen (Bild 3).

Teilt fassen wir über die Ausschmückung nach. Vorsichtig wählen! Sie schlagen Silhouetten vor? Ja, nur nicht zu viel, sonst ist's Nacht, wenn wir unseren Lampenschirm benutzen wollen. Run noch flink mit „fliegenden Stichen“ das Schirmchen am Drahtgestell festgenäht (Bild 2), auch am Überstoß von oben nach unten mit vorsichtigen Stichen. Zum Schluss lackieren wir den Schirm innen und außen mit farblosem Lack und lassen gut trocknen (Bild 3).

Herbstblumen und Keramik.



Sanddorn

roten und gelben Beerenzweige, die alle sind beiseite, billige Freunde, die plötzlich mit einer fast prunkvollen Schönheit überraschen, sobald sie liebevoll mit den fallen leuchtenden Tönen der Keramik vermischt werden. Dieses strenge und

doch lichtwibrierende Material ergibt eine enge Verwandtschaft von Pflanze und Gefäß, denn die Keramik ist eine Kunst, ganz aus dem Material geboren, ihre Werte entwickeln sich direkt hieraus und aus den so reizvollen Zufälligkeiten, die sich aus der Herstellungstechnik ergeben. Der



Japanische Lampions

hohe Wert der Keramik liegt in dem einmaligen direkten Formen mit der Hand, in der bei jedem Exemplar immer anders ausfallende Glasur, da schon durch das Brennen niemals ein Stück genau wie das andere wird. Die keramische Glasur ist durchlässig. Sie überzieht die Formen wie ein Mantel; sie müssen daraufhin berechnet sein, groß gedacht und in präziöser Gliederung unter dem Fluß der Glasur behaupten. Das Problem der Farbgebung ist ein weites Gebiet, das noch große Entwicklungsmöglichkeiten hat. Die keramische Werkstatt stellt heute ihre Glasuren selber her und hütet sorgsam das Rezept ihrer neu ausgedachten Effekte. Selten ist eine schöne rote Glasur, die aus Versuchen mit Zusatz von Goldchlorid manches Mal wunderschöne Tönungen hervorbringt. Das Ineinanderlaufenlassen und Verlaufen der Glasuren bilden einen Hauptreiz in der Keramik und läßt die Intuition des Künstlers zu Worte kommen, der mit fast unterbewußter Ahnung das Resultat voraussieht. Der Kenner kommt noch der Reiz der Haarrisse, sogenannten „Craquelés“, hinzu. Dieses entsteht durch das Springen der Glasurschicht beim Erkalten, und bildet ein haarfeines Netz, das in seiner absoluten Unregelmäßigkeit doch irgendein



Koteiche

gesetzmäßig ist. Auch hier wird dieses möglichst ausgenutzt, indem man diese Sprünge mit Farbe einreibt, noch mehr brennt und so durch mehrmalige Glasur hervorhebt und feigert. Ganz besonders hübsch sehen diese Sprünge in hellen Gefäßen aus, sie können als dichtes Netz wirken und in weitausgehenden Linien über das betreffende Gefäß verteilt sein.

Es ist eine Kunst, die Blumen richtig den Basen anpassen, die farblichen Beziehungen müssen abgewogen werden, das Duftige, Leichte des Blumengebildes in Gegenlag der abgeschlossenen Form der Keramik gebracht werden. Man wird man mit einem einzelnen Zweig, den man in schön geformte Vase stellt, eine gute Wirkung erzielen, manchmal werden bunte Blumen, dicht zusammengebrängt, einer breiten Schale, uns besondere Freude machen. Es ist eine neue Form von Schalen, die in einem doppelten Boden Löcher hat. Man kann auf diese Weise die Stengel festhalten und locker stellen, so daß in einem großen Strauß die einzelnen Blüten noch voll zur Geltung kommen. Versteht man die Schönheit der Pflanzen einzubringen, sie mit den künstlichen Gefäßen zu einer Einheit zu verschmelzen, man eine unerlöschliche Quelle der täglichen kleinen Freude darin finden, welche das Leben in nicht zu erschöpfender Wechselung bereichern.

Nachdem in Küche oder Bad, auch an den Ofen kann man schnell blank, wenn man ein Stück Zeitungspapier, verdünnten Salmiakgeist getaucht, dazu verwendet, mit einem trockenen, weichen Lappen nachreibt.

Eier halten sich längere Zeit frisch, wenn man sie halbe Minute lang in kochendes Wasser legt.

Silberne Bestecke erhält man ohne Pugen blank, wenn man sie nach dem Abwaschen in heißes Wasser taucht, man auf ein halbes Liter ein Teelöffel Salmiakgeist fügt und sie darauf sofort mit weichen Leinentüchern reibt und poliert.

Ein selbstgefertigter Lampenschirm.

Lohnt denn das, heutzutage, einen Lampenschirm selbst herzustellen, da die fertigen so billig sind? O ja, denn erstens sind die selbstgebastelten noch ein wenig billiger, und dann ist es ein großer Spaß für geschickte Hände. Und Ihr wißt doch, Tante Frieda legt immer besonderen Wert auf selbstgemachte Geschenke!



Bild 1

beim Scheitern unseres

Wir zeichnen den Grundriß (Bild 1) erst einmal auf Badpapier, ziehen die waagerechte Linie A in einer Länge, die dem unteren Durchmesser des Drahtgestells entspricht. Auf Linie A errichten wir genau in der Mitte die Senkrechte B-B, an der wir Punkt D markieren, indem wir die Höhe des Drahtgestells ausmessen. Feststeht also bis jetzt die untere Breite und die Höhe des Schirms, nicht wahr? Um nun auch die obere Breite des Schirms festzulegen, ziehen wir Linie D-C in einer Länge, die der Hälfte des oberen Durchmessers des Drahtgestells entspricht. Indem wir nun A-B mit C verbinden und verlängern, bis sie die Linie B-B schneidet, finden wir Punkt E, der uns für den Rest der Arbeit wichtig wird. Punkt E ist nämlich der Drehpunkt für die beiden Halbkreise, die wir jetzt zu schlagen haben. In E setzen wir den Zirkel ein, schlagen erst den oberen Halbkreis, der Punkt C schneidet, schlagen nun den unteren Halbkreis, der Punkt A schneidet. Das ist einfach. Wie lang nun müssen beide Halbkreise sein? Logischerweise so lang, wie der fertige Schirm rund sein soll. Also messen wir mit dem Zentimetermaß den oberen, sowie den unteren Kreisumfang des Drahtgestells, übertragen die gefundenen Zentimeterzahlen auf unsere Halbkreise und gewinnen so die Punkte F und G, die wir in Freundschaft miteinander verbinden. Doch veräumen wir nicht, über die Linie F-G hinaus noch etwa 2 Zentimeter stehen zu lassen, wir brauchen



Bild 2

mit C verbinden und verlängern, bis sie die Linie B-B schneidet, finden wir Punkt E, der uns für den Rest der Arbeit wichtig wird. Punkt E ist nämlich der Drehpunkt für die beiden Halbkreise, die wir jetzt zu schlagen haben. In E setzen wir den Zirkel ein, schlagen erst den oberen Halbkreis, der Punkt C schneidet, schlagen nun den unteren Halbkreis, der Punkt A schneidet. Das ist einfach. Wie lang nun müssen beide Halbkreise sein? Logischerweise so lang, wie der fertige Schirm rund sein soll. Also messen wir mit dem Zentimetermaß den oberen, sowie den unteren Kreisumfang des Drahtgestells, übertragen die gefundenen Zentimeterzahlen auf unsere Halbkreise und gewinnen so die Punkte F und G, die wir in Freundschaft miteinander verbinden. Doch veräumen wir nicht, über die Linie F-G hinaus noch etwa 2 Zentimeter stehen zu lassen, wir brauchen



Bild 3